



DAS PARADIES AUF PROBE

21 TAGE AUF DEN MARSHALL-INSELN

Text und Fotos: Maik Brandenburg

TAONGI

BIKAR

ENEWETOK

BIKINI

RONGERIK

UTIRIK

RONGELAP

WOTHO

MEJIT

UJAE

WOTJE

MALOELAP

ERIKUB

NAMU

MAJURO

ARNO

AILINGLAPALAP

MILI

NAMORIK

JALUIT

KNOX

KOSRAE

EBON

MAJURO TAG 1

• DAS SCHÖNSTE IST DIE ZIGARETTE danach. Ein halber Tag im Flugzeug, eine halbe Weltumrundung, dann der erste Zug. Wer seinen Ausstieg plant, sollte es nicht zu radikal tun. Raus aus der alten Welt scheint leicht. Raus aus der Sucht? Unmöglich. Immer steht eine Bank vor irgendwelchen Flughäfen und daneben ein Aschenbecher. Mein Feuerzeug hat eine der vielen Kontrollen nicht geschafft, ein zahnloser Greis reicht mir seine Streichhölzer.

Vor mir liegt das Meer und hinter mir auch und überall. Ein wunderbares Bild. Doch mit einer grauen Wolke drin: Der Gedanke, dass es ab jetzt kein Entrinnen mehr gibt für die nächsten Wochen. Das Paradies muss funktionieren, auf Teufel komm raus.

Die Marshall-Inseln sind 180 Quadratkilometer fester Boden und fast zwei Millionen Quadratkilometer Meer. Trotzdem nennt man die Republik ein Land. Hauptinsel: Majuro. Ein paar Meter nur hat sich die Insel über das Wasser erhoben, der Ozean duldet diese Anmaßung. Dabei reichte ein pazifischer Rülpsler, ein Bonsai-Tsunami, und Majuro und die über 1000 Inseln der Marshall-Inseln wären Geschichte. Eigentlich müsste so etwas Angst machen, doch man ist ja schon im Paradies – was soll also noch passieren? Der Himmel ist blau, das Wasser ist klar, sanft und noch viel blauer. Die Wolken sind weiß, wir rauchen schweigend, ein tiefer Friede legt sich auf mich. Der Alte lächelt. Wahrscheinlich ist er Gott.

Taxi zum „Flame Tree“, meinem Hotel. Majuro ist rund 50 Kilometer lang, höchstens einen halben Kilometer breit. Kaum ein Wagen ohne Automatik, die Fahrer geben kurz Gas, lassen ausrollen und sind da. Wer schnell fährt, schießt womöglich über seine Insel hinaus. Niemand fährt hier, um Zeit zu sparen. Man spart Kraft, wegen der Hitze. Keiner geht, alles schlurft: die Menschen, die Tiere, die Autos. Mein Fahrer lehnt den Kopf an die linke Scheibe, seit Minuten rührt er sich nicht. Schläft er? Er fährt am „Flame Tree“ vorbei, ich stupse ihn an. Er schrickt auf, bremst, hebt die Sonnenbrille an und wischt sich die Augen. „Sorry“, sagt er.

TAG 2

• Wiedersehen mit Klaus im Hotel „Outrigger“. Klaus ist ein guter Einstieg in den Ausstieg, er ist der glücklichste Mensch, den ich kenne. Vor zwei Jahren verbrachte ich ein paar schöne Abende mit ihm in der Bar des Hotels. Klaus wohnt hier seit Jahren, die Bar ist sein Wohnzimmer. Er ist an die 60, trägt einen weißen Vollbart, Bierbauch und ein immerfreundliches Gesicht. Natürlich nennt ihn jeder nur „Santa Klaus“.

Als junger Mann war er aus Hannover abgehauen, er heiratete auf Samoa, haute auch von dort ab, nach Majuro. Seine Weltfluchtformel: „Das Wetter, die Frauen, die Steuern.“ Klaus fand sein Eden hinterm Tresen des „Outrigger“. Gegen 18 Uhr, komme was wolle, sitzt er vorm Bier. Er sagt, er war noch nie am anderen Ende der Insel, geschweige denn auf einer anderen. Am Anfang, da ist er noch nüchtern, nennt er Barkeeper Eddie „dummer Bengel“, auf Deutsch. Am Ende vermacht er ihm sein (eingebildetes) Vermögen. Eddie zeigt dann auf seine Kasse und sagt, er kriegt ja sowieso alles – vorher. Gegen Mitternacht wankt Klaus die Treppen hoch in sein Zimmer. Manchmal bringt ihn Eddie rauf, aber meistens schafft er es allein. Punkt sechs Uhr morgens aber steht Klaus auf und geht zur Arbeit. Es ist seit Jahren das Gleiche. Klaus leitet die Bodenkontrolle des Flugplatzes von Majuro.

Vor zwei Jahren hatte ich mich von ihm verabschiedet. Klaus nickte kurz und schaute weiter den Tierfilm, der im Fernseher über der Bar lief. Jetzt tippe ich ihm auf die Schulter. „Ach, du“, ist sein erster Satz, ansonsten guckt er weiter, einen Tierfilm. „Willkommen zu Hause“, sagt er ein paar Stunden später, und das war sein zweiter.



Ein Flugzeug wird kommen. Der Flugplatz von Jaluit wird vom 85-jährigen Odar Ladi betrieben. Wenn er nicht genug Passagiere auftreibt, kommt keine Maschine

TAG 3

• Nach Hause? Nur das nicht. In Deutschland müht sich just der Sommer, eine Handvoll Sonnenstrahlen unter 80 Millionen Leute zu verteilen. Hier fließt der azurne Himmel über davon, es schüttet Licht. Nach einem langen Winter ist meine Seele ausgedunkelt, ich hetze an den rettenden Strand. Südsee heißt Beine lang im Sand. Lesen, baden, lesen. Ab jetzt: nichts mehr zu berichten.



Ruhe vor dem Sturm. Die letzte Nacht im „Flame Tree“ war feucht und fröhlich, die kommende fordert neue Kräfte

Die Idylle trägt. Jedenfalls, wenn man sie länger als eine Woche genießt



TAG 7

• Erschütternd: Ich habe genug vom Rumliegen, Faulenzen. Schon jetzt! Ich hatte mich nach dem Leben eines Nichtsnutzes gesehnt, jetzt kann ich es nicht genießen. Schöner Gedanke: Tauge ich doch zu mehr als zum Tagedieb? Schlimmer Gedanke: Ist das Paradies am Ende nur langweilig?

„So ist es“, sagt Steven, „nur Langeweile.“ Ich sitze neben dem 22-Jährigen am Tresen des „Flame Tree“ und wohne der großen Verwandlung bei: ein halber Saal, der sich betrinkt. Junge Leute um die 20, sie kommen als Menschen, sie gehen als Zombies. Nach einer Stunde schlägt der erste Kopf auf den Tresen, nach zwei Stunden ist dort kein Platz mehr für die Gläser. Eine Frau neben mir redet auf mich ein, dann verstummt sie, blickt starr ins Nirgendwo und fällt nach hinten weg. Das kannte ich bisher nur aus Filmen. „Kampf dem Alkohol“ fordern Politiker des Landes, das kannte ich bisher nur aus Russland. Hier kämpfen sie jeden Abend. Ich steige über die Gefallenen hinweg zur Toilette.

Alkoholmissbrauch gehört zu den größten Problemen des Landes. Neben Teenagerschwangerschaften. „Wir bumsen zur Erholung und saufen aus Langeweile“, sagt Steven am frühen Abend. „Nur weg hier, nach Amerika.“ Am späten Abend liegt er in der Reihe der Opfer.

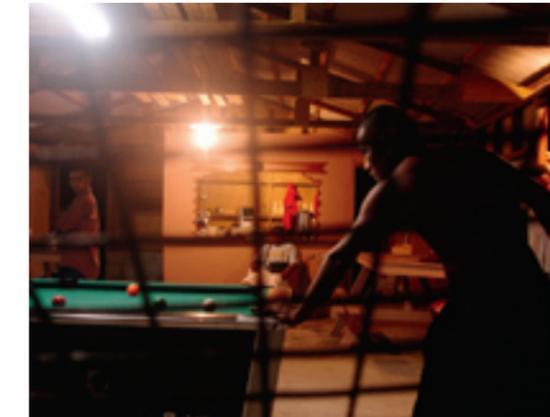
TAG 8

• Durchs Zentrum von Majuro. Der Regierungspalast, die Post, ein paar Supermärkte, Hotels. Dahinter und dazwischen kleine Häuser auf Muschelbruch, dann schon wieder das Meer. Bunte Zäune, über denen kleine Kraken trocknen; Wäsche hängt zwischen Wassertanks oder liegt auf Gräbern dicht bei den Häusern. Hähne krähen, ein Mann putzt Fische am Ufer, eine Frau sitzt auf einer Kloschüssel, keine schützenden Latten drumherum; Kinder werfen Bälle oder schaukeln zwischen Ästen; ein altes Paar döst sitzend, die Rücken an der Hauswand: ein Morgen auf dem Dorf, Abteilung Pazifik. Ich gehe zum Hafen. Eher eine Anlegestelle für kleine Boote. Der Kiosk hat schon auf, auch die niedliche Japanerin von der Tauchstation nebenan trägt bereits Pressluftflaschen umher. Im Wasser flitzen bunte Blitze, auf dem Grund liegen Tunfischköpfe. Ein paar Segler dümpeln in Wurfweite, darunter die „Garuda“. Es ist Helmut's Boot.

Helmut ist auch ein Abtrünniger. Eines Tages waren ihm die Alimenterforderungen seiner Exfrau zu drückend geworden, er machte die Leinen los, auf Nimmerwiedersehen. Deutschland schickte ihm ein paar Raketen hinterher (vom Feuerwerk der Saisonöffnung am Wannsee, 1989), doch er entkam. In Brasilien stieg seine zweite Frau über zu einem Engländer. Helmut fuhr weiter, segelte durch die Karibik, jobbte sich durch die Häfen Südamerikas, saß in Venezuela fest, entfloh der nächsten Frau durch den Panamakanal, dann machte er lange in der Südsee rum.

Seit acht Jahren ist er in Majuro. Mit seinem Sohn lebt er auf der „Garuda“, die marshallische Mutter des fünfjährigen Nicki hat sich längst aus dem Staub gemacht. Denn Helmut schimpft den ganzen Tag: auf seinen lausigen Job als Hausmeister am Hafen, auf die Frauen der Marshalls, die ihn beklauen, wenn er sie aufs Boot mitnimmt; er schimpft auf die Babysitterin seines Sohnes, die ihm nur Unarten beibringt. Er redet sich in Rage über die Regierung, die lokalen Unternehmer, die Stammeshierarchien der Marshalls, und wenn nichts mehr übrig ist, schimpft er auf die Sonne. Er schimpft auch auf Deutschland – leiser allerdings, gibt es wehmütiges Schimpfen? Nach Deutschland kann er nicht zurück, denn erstens hat er keinen Pass mehr – „für den neuen

braucht man Fingerabdrücke, die Verrückten hier kriegen das nicht hin“ –, und zweitens ist er tot. Um sich scheiden zu lassen, ließ seine Frau ihn zu Hause aus den Registern streichen. Offiziell gilt er als „verstorben, Ort unbekannt“. „Ich hatte mir alles romantischer vorgestellt“, sagt Helmut. „Aber die Menschen hier, sie sind wie ... überall.“ ➤



Poolhall Junkies. Erstaunlich, dass die Männer von Jaluit das öde Spiel jeden Tag spielen können. Noch erstaunlicher: dass sie es trotzdem nicht beherrschen. Ich habe immer gewonnen

Landflucht. Die Inseln tauchen jedes Jahr um ein paar Millimeter mehr ab – weil die Polkappen schmelzen



• Der Morgen, ich wache in einer Postkarte auf. Ein Mann zieht ein Netz durchs Wasser, Auslegerboote streichen am Ufer entlang, Palmen biegen sich vor meiner Hütte. Blaues Meer und weiße Wolken sowieso. Ich bin in Jabwor, dem weiergroßen Hauptort auf Jaluit. Die Insel und das gleichnamige Atoll sind eine halbe Flugstunde von Majuro entfernt. Die zweiräumige Hütte gehört zur lokalen Umweltschutzbehörde. In ihr stehen ein Motorboot ohne Benzin, eine Tauchflasche ohne Luft, ein Computer ohne Internet. Vergilbte Plakate mahnen zum Mangrovenschutz, eine verrostete Kühlbox tut tapfer ihren Dienst. Zwei Mitarbeiter wachen darüber, „dass niemand Schmutz in die Lagune wirft und zu große Fische fängt“. Ich nenne sie den „großen“ und den „kleinen Klaus“, weil der große dem einstigen Umweltminister Klaus Töpfer ähnelt. Der große Klaus ist außerdem vom Tourismusamt gebeten worden, mich zu betreuen. Ich bin ein Ereignis, die letzten Ausländer waren vor einem Jahr auf Jaluit, „und dann waren es auch nur Japaner“. Man will mehr Touristen, und man will wissen, was sie wollen. Ich bin Studienobjekt, Klaus und Klaus beobachten jede meiner Bewegungen. „Was brauchst du?“, fragen sie immer wieder. „Geht es dir gut?“ Sie sagen mehrmals, ich dürfe ihr Dienstfahrrad benutzen.



Verbotene Früchte des Paradieses. Große Fische darf man nicht fangen. Aber die Umweltbehörde guckt weg, weil sie sich ja um Touristen kümmern muss

• Ich suche die Deutschen. Von 1885 bis 1914 war das Atoll „Schutzgebiet“, die Hamburger „Jaluit-Gesellschaft“ betrieb von hier den Koprahandel, ließ nach Perlen fischen und baute Guano ab. Nebenbei verwaltete sie die Marshall-Inseln. Ich suche die „Gastwirtschaft Germania“, die „Kohlen-Landungsbrücke“, die „Kontor- und Verkaufsstelle“ und einen Platz mit dem seltsamen Namen „Zeitkanone“. Alles Begriffe auf einer 100-jährigen Karte, die Edgar Edison brachte. Edgar ist um die 70, er sagt: „Wir hassten die Deutschen zuerst. Und Kabua Kabua, unseren Chief. Er hat das Land verkauft, die Menschen gingen auf andere Inseln. Seitdem sind unsere Familien getrennt. Aber später mochten wir die Deutschen. Ihr habt die erste Schule gebaut und uns beigebracht, mit Gewehren zu kämpfen statt mit Speeren. Eure Doktoren heilten Leprakranke, dafür kriegten sie Land.“ Mit der Karte gehe ich durch Jabwor, neben einem Gummibaum kratze ich Steine frei an der einstigen „Gastwirtschaft Germania“. Ich hoffe, wenigstens eine Scherbe vom „Dominik Bier“ zu finden, dem deutschen Inselbräu. Ich entdecke Klinker im Wasser, wo das „Kaiserliche Kommissariat“ stand. Der kleine Klaus zeigt mir Pier und Zisterne, von den Deutschen gebaut. Wer sagte, dass man zwar dem Heute entfliehen könne, doch nie dem Gestern?

Am „Vieh-Park“ steht jetzt die High School mit den Internaten für Jungen und Mädchen. Etwa 100 Schüler lernen hier, die meisten kommen von den „Outer Islands“ des Atolls. Lehrer Alden Jacklick sagt: „Wir behandeln die Schüler wie Gefangene. Wir sollten ihnen mehr erlauben, dann kriegen sie nicht so viel Sehnsucht nach Majuro.“ Auf Jaluit herrscht Alkoholverbot, um zehn Uhr ist in den Internaten das Licht aus, die Leiterin breitet ihre Matte auf die Wiese zwischen den Häusern. Ich beobachte es jeden Abend von den umgelegten Kanus am Strand, hoffe auf ein mutiges Liebespärichen. Doch nie kommt eines. Der Strand, die Sterne, das Plätschern der Wellen – alles vergeudet. „Die Jugend kann sich ja sonntags in der Kirche treffen“, sagt die Leiterin.

• Radtour über die Insel. Hinter Jabwor kommt der fußballfeldgroße Flugplatz (mit genau solch einem Rasen), dann verengt sich das Land, links und rechts ein schmaler Streifen Mangroven (den sie wirklich Dschungel nennen), dazwischen Platz für gerade ein Auto. Wirklich sehr eng. Von sehr schräg geguckt muss es so aussehen, als radelte ich über Wasser. Mehrmals begegne ich einem greisen Männchen im Pick-up – Baseballmütze, große Brille, kurzen Nicken, Staubwolke.

Nach ein paar Kilometern ein paar Hütten, Kochfeuer davor, Schweine wühlen am Strand. Ein Denkmal: Im Februar 1942 griffen amerikanische Bomber die japanisch besetzte Insel an, die Bewohner flohen ins Wasser, harrten für Tage darin aus, 100 wurden erschossen oder ertranken.

Eine Frau stellt sich neben mich, hängt mir eine Kette aus braunen Bällchen um. „Sie sind aus Kokosfett, Palmzucker und Reis. Als die Japaner hier waren, verboten sie uns das Essen. Sie wollten alles für sich selbst haben. Spielzeug verboten sie nicht. Meine Eltern bastelten diese Ketten und gaben sie uns, den Kindern. So überlebten wir.“

Asche zu Asche. Die Frauen von Majuro gehen zum Zocken gerne auf den Friedhof. Die Grabplatten dienen als Spieltisch – aus Platzmangel



• Liegen, rumgehen, aufs Wasser gucken. Das ist, was alle tun. Vielleicht bin ich angekommen. Neben meiner Hütte der „Klub“, darin ein Billardtisch und ein Tresen. Frauen dürfen nicht rein, Alkohol auch nicht, der Zuckerlöffel für den Kaffee ist angeleint. Karten und Billard, den ganzen Tag. Träge Stunden, die „action“ macht nur das tobende Meer.

Alle tragen die gleiche Uhr, haben sie ein gestrandetes Frachtschiff geplündert? So machten sie es vor 100 Jahren, um an das neue Suchtmittel zu kommen, das ihnen die Weißen brachten: Kekse. „Ihr wollt Biskuits?“, fragte ein Häuptling seine Stammesbrüder. „Dann holt sie euch.“ Bald darauf lief ein fehlgeleiteter Frachter auf Grund. Ist es der, den ich an der Westspitze sehe? Bei Niedrigwasser stechen seine Masten heraus.

Sehe wieder den rasenden Greis. Auch ohne Auto hinterlässt er eine Staubwolke. Ich erfahre seinen Namen: Odar Ladi. Er ist Kantor, Diakon, Fischer und Chef des Flugplatzes. Außerdem ist er 85 Jahre alt. Ich versuche ihn zu erwischen – in der Kirche, in der Schule, am Hafen. Er war gerade hier, heißt es immer.

Edgar Edison kommt in die Hütte, er will von seinem Schatz erzählen: Auf einer nahen Insel pflanzte er Bäume, beim Graben fand er Geldstücke – „deutsches Geld, Kaisergeld“. Außerdem Goldzähne und ein goldenes Kreuz. Warum nahm er den „Schatz“ nicht mit? „Ja, ja, irgendwann hole ich ihn mir“, sagt Edgar. „Erst muss ich noch ein Haus bauen.“ Edgar fand den Schatz vor einem halben Jahrhundert. Auch die Zeit schlurft.

• Kaum einer arbeitet. Ich frage den „nurse“, die männliche Krankenschwester von Jaluit. Er sagt, den letzten Patienten hatte er vor zwei Tagen, eine Blase am Fuß. Das größte Problem auf der Insel: Verstopfungen. „Zu viel Reis.“ Odar streicht herum, ruhelos, ich sehe ihn von Weitem, doch wenn ich hingehge, ist er weg.

Das Schönste: Rumsitzen. Träumen. Gucken. An der „Zeitkanone“ über das Leben vor 100 Jahren. Im „Klub“ über den nächsten Stoß beim Billard. An der Pier über den besten Köder. Sie nehmen hier Butter, eine Blumenblüte, Konservenwurst und vermischen alles. Ich empfehle Regenwürmer, alle lachen. In der Nacht tanzen helle Punkte unterm Wasser, irgendwelche Leuchttierchen. Oder machen die Nixen Disco?

• Immer noch Jaluit Ich fühle mich herrlich schlaff, ruhig, betäubt. Alles ist, wie es ist – in Ordnung. So ähnlich war es, als ich vor Jahren Kava probierte, das Getränk aus der einschlägigen Wurzel und Jungmännerspucke. Im Kava ist die Seele dieses Landes, heißt es. Ich will nichts mehr, nur angeln, beobachten, reden. Und vielleicht den Zuckerlöffel befreien.

Lehrer Alden erzählt vom Friedhof der Deutschen. Bis 1914 wurden sie in Jabwor beigesetzt, dann kamen die Japaner, sie brauchten Platz. Sein Onkel grub die Deutschen aus und brachte sie nach Imroj, der Insel am anderen Ende der Lagune. Es waren 30 Gräber, seit dem schweren Taifun von 1956 sind es nur noch acht. „Fahr nicht dahin“, sagt der große Klaus, „es gibt Dämonen dort.“ Abends Odar gesehen, bei einer Beerdigungsfeier in der Kirche. Er war Redner, platzierte die Blumen, warf die störenden Kinder hinaus. Er lächelte mir zu und verschwand.

• Imroj, Ende zweiter Woche oder so Mit dem Auslegerboot nach Imroj, ein paar Kilometer durch die Lagune. Wir segeln über den Krater eines Vulkans. Schwarzes Wasser spült das Maul des Riesen. Ist er wirklich erloschen? Unter uns Haie, finstere Tiefe, Gefahr, Gefahr. In diesem Leben werde ich kein Seemann mehr.

Der rettende Strand. Eine weiße Kirche im weißen Licht, ich werde eine Kerze anzünden für den glücklichen Ausgang.

Kinder spielen Baseball unter Palmen, Männer schnitzen Kanus, Frauen rupfen Hühner. Flaschen hängen in Bäumen, Zettel darin mit Bannsprüchen gegen Geister. Ejak Livai ist der Lehrer der Insel und der Herr des Friedhofs. Seiner Familie, sagt er, gehöre das Areal. Er will mich auf keinen Fall darauffassen. „Die Regierung will den Friedhof einzäunen. Sie hat mich nicht gefragt.“ Er redet vom Geld der Touristen, das man ihm nicht gönnen will. Welche Touristen? Er sagt, wenn du da ohne meine Erlaubnis auf den Friedhof gehst, wird ein Dämon dich töten. Er blinzelt gefährlich, ich verstehe: Der Dämon würde er selber sein. Immerhin erzählt er mir von einem Kapitän, der dort begraben ist. „Eine Verwandte aus Deutschland überweist Geld, deshalb pflege ich das Grab.“ Auch eine „Sekretärin der Jaluit-Gesellschaft“ soll dort liegen, „beim Baden ertrunken“. Über die anderen weiß er nichts. „Gib mir 200 Dollar“, sagt er, „dann kannst du sogar Fotos machen.“

• Jaluit, einen Tag später Jeglichen Tag, jeglichen Abend: die Männer, bäuchlings vor einem Fernseher, vors Haus gestellt. Heute läuft der neue „James Bond“. Sie liegen steif, alle Gesichter starr, als hätte 007 mit Botox auf sie geschossen. Im Haus singen die Frauen, auf dem Boden. „Dann sieht man von draußen nicht, wie wir rauchen.“ Ein paar Jugendliche angeln Haie an der Pier. Auf kleine Fleischerhaken haben sie Schweinemägen gespießt, an dicken Sehnen werfen sie sie ins Wasser. Es ist illegal, ich frage den kleinen Klaus von der Umweltschutzbehörde, warum er die Haifänger nicht verscheucht, es ist sein Job. „Ach“, sagt er, „die haben noch nie was gefangen.“

Ich mache eine Entdeckung: Die Insel riecht nicht. Jedes einzelne Stück schon – die Blumen, das Wasser, die Herdfeuer, die Menschen. Aber alles zusammen ergibt keinen Duft. Merkwürdig.

• Jaluit, Abreise Habe Odar erwischt, im Büro des Flugplatzes. Er erledigt das Einchecken für die sechs Passagiere. Wellen schlagen aufs Rollfeld, die Passagiere liegen weit genug entfernt, sie spielen Karten oder pulen sich mit den spitzen Enden der Palmblätter in den Ohren. Es regnet. Odar redet am Funkgerät mit Majuro. Die

KURZ VOR ABFLUG

Maschine verspätet sich. Odar fragt, was ich eigentlich in der Südsee suche. Einen schönen Platz zum Aussteigen, sage ich. Der Alte lacht. „Ich bin auch auf der Flucht, jeden Tag.“ Er meint seine Frau. „Deshalb arbeite ich so viel.“

Er erzählt von seinen drei Ehen. „Schrecklich. Man ist immer unter Kontrolle.“ Die Frauen im Raum feixen. Odar wendet sich ihnen zu, redet in der Landessprache. Ich höre raus: Michael Douglas, Sharon Stone. Die Frauen gucken ungläubig. Odar dreht sich auf seinem Stuhl und spreizt die Beine. Es ist die berühmte Szene aus „Basic Instinct“, Odar ist jetzt Sharon Stone. Die Frauen rufen „ah“ und „oh“ und kichern verschämt. Kein Zweifel, Odar Ladi, 85 Jahre alt, ist auch der Playboy der Insel. Was ist das für ein Ort, in dem die Greise das Lebendigste sind, während die Jungen dahindämmern?

• **Arno, ein paar Tage später** Kann man weiter weg sein? Kein Strom, kein Wasser aus der Leitung, kein Telefon, die nächste Insel hinterm Horizont. Ein paar Palmen, Gummibäume und Nonifrüchte, die das Leben verlängern sollen (sicher nur die Sitzungen auf dem Klosett). Das Essen haben wir mit dem Boot mitgenommen, Wasser auch. Ich werde mir den Ort merken, falls ich einmal gründlich verloren gehen will.

Arno, die Liebesinsel. Ein Mythos, sagen die einen. Die anderen verdrehen die plötzlich glänzenden Augen und schweigen wissend. Aber alle sagen sofort „Helikopter“, grinsen und deuten eine Art Bauchtanz an. Nur viel schneller. So soll es gewesen sein: Auf dem Atoll Arno gibt es eine Insel, auf der die minderwüchsigen Mädchen das Nähen, Kochen, Weben

Scharf. Die 60-jährige Badin auf Arno kennt die Waffen einer Frau. Ihre Mutter war Lehrerin auf der Liebesinsel



gelehrt wurden, eine Art erweiterte Haushaltsschule also. Außerdem aber auch alle wesentlichen Liebestechniken. Die Bilder Gauquins flirren mir vorm geistigen Auge. Und sehr eigene Visionen. Nie war ich dem Paradies näher.

• **Arno, am Morgen** Jetzt sitze ich auf zwei Plastikstühlen auf einem Pick-up, Palmblätter schlagen ins Gesicht, rechts tobt die Brandung des Meeres, links träumt die Lagune. Dazwischen eine Rieselspur Sand, darauf unser Pick-up. Wir suchen Majiling. Sie soll die letzte Lehrerin an der „Universität von Arno“ gewesen sein. Das Motto der Lehranstalt: „kamononoki leo pelele“ – „Wie man einen Mann zufriedenstellt“. Und zwar so, dass er niemals mehr an eine andere denkt. Herber Rückschlag: Ende der Fünfziger wurde die „Uni“ geschlossen. Kurz danach soll es die erste Scheidung auf den Inseln gegeben haben.

Majilings Haus. Das ist das Schöne bei so einem Faden im Meer: Man verfehlt nie jemanden. Majiling, weit über 80, liegt in ihrer Hütte, nicht ansprechbar. Sie stirbt. Ihre Tochter Badin erinnert sich: Sie habe die jungen Mädels bei den Müttern abgeholt, dann sind sie nach Langar gefahren, einer kleinen Insel des Atolls. Für Wochen weg, in denen sie keinen Kontakt zu anderen haben durften. Man brachte ihnen „die magischen Gesänge bei“ und die „magischen Tänze“. „Die Alten“, sagt Badin, „gaben den Jungen das Geheimnis.“ Welches Geheimnis? „Eine Frau zu sein.“ Und wie man einen Helikopter fliegt, das auch? Badin, 60 Jahre, lacht. „Wir nannten es anders. Aber das Wort bleibt geheim.“

Es ging um ganz, ganz schnelles Hüftrotieren und um das Rollen des Bauches. Zudem wurde „die Kraft des Schoßes“ trainiert, mit zwei zwischen den Beinen eingeklemmten Palmsamen. Wer den „Helikopter“ im Wasser kniend schaffte, ohne allzu nass zu werden, war graduiert. Badin greift sich ein vorbeilaufendes Huhn, dreht ihm den Hals um, dann lädt sie mich zum Essen ein. Essen ist der Sex des Alters, denke ich resigniert und fühle plötzlich die Last der Jahre.

• **Majuro, einen Tag vor Abflug** Abgeschiedenheit kann radikal sein – nach Arno erscheint mir Majuro wie eine lärmende Großstadt. Der Verkehr tobt, zwei nebeneinander stehende Bungalows sind beinahe schon eine Häuserschlucht, und die abendliche Massenvernichtung mittels Alkohol im „Flame Tree“ scheint tatsächlich das „Sodomsche Spektakel“, wie es die ehrbaren Männer von Jaluit nennen. Der Strand ist kein Fluchtpunkt mehr, das Meer macht mich nur noch nass, nicht mehr selig. Im Schlurfen der Leute sehe ich nicht mehr Entspannung, sondern Schlendrian, kurz: Alles nervt, und das bei schönstem Sonnenschein. Der gemeinsame Inselkoller, den man sich denken kann.

Helmut schreit seinen Sohn an und schimpft schon mal auf die Lehrer, die seinen Sohn bald unterrichten werden. Klaus in der Bar des „Outrigger“ sagt, ich könnte ja mal seine Stammkneipe in Hannover besuchen, wenn er nur noch wüsste, wie sie hieß. Ich schaufle nassen Sand in eine Flasche, als Souvenir.

• **Im Flugzeug, 10700 Meter Höhe** Ich sehe auf die Inseln, die bei der Ankunft wie Perlen schimmerten. Alle Verheißung ist weg, da sie sich erfüllte. Jetzt sind die Inseln Pocken auf der gleißenden Hornhaut des Meeres. Schön, wenn man auch aus dem Paradies aussteigen kann.

• **Fazit, Wochen später**

1. Man steigt nie einfach aus etwas aus, vor allem steigt man in etwas hinein. Und meistens ist es ganz anders.
2. Wahrscheinlich ist man erst dann wirklich ausgestiegen, wenn man den Namen seiner Stammkneipe vergessen hat.
3. Das Paradies ist immer das Ende. Wenn es sich erfüllt, hat man keine Träume mehr. Wenn es sich nicht erfüllt, ist man enttäuscht.
4. Der Sand in der Flasche ist nicht getrocknet, er ist von Öl durchtränkt. Alles ist Illusion, und womöglich ist dies der beste Ort zum Leben: das Land der Träume. Doch wehe, wenn man es erreicht. ☹

.....
mare-Autor Maik Brandenburg, Jahrgang 1962, hat sein Paradies trotzdem auf einer Insel gefunden: Rügen. Dennoch ist er froh, immer mal wieder auch von dort wegzukommen. (Diesbezügliche Reiseangebote nimmt er gerne an.)